

Zeitschrift: Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mittelland
Herausgeber: Jahrbuch Oberaargau
Band: 37 (1994)

Artikel: Ernst Hiltbrunner 1900-1994 : Dorf- und Wanderphotograph
Autor: Hugger, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071556>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ERNST HILTBRUNNER 1900–1994

Dorf- und Wanderphotograph

PAUL HUGGER

Vorbemerkung der Redaktion: Im Altersheim Waldheim in Madiswil ist am 2. März 1994 Ernst Hiltbrunner gestorben. Er hinterlässt ein einmaliges Lebenswerk von Fotografien aus der Region Huttwil, darunter über 3000 Negativplatten, die heute vom Eidgenössischen Archiv für Denkmalpflege in Bern verwaltet werden. Im Sommer hat das Kunsthaus in Langenthal Ernst Hiltbrunner eine Ausstellung gewidmet. Der Zürcher Volkskundeprofessor Paul Hugger hat Ernst Hiltbrunner Ende der achtziger Jahre besucht und von ihm ein Porträt entworfen. Dieses ist im Fotoband «Der schöne Augenblick – Schweizer Photographen des Alltags» im Offizin-Verlag, Zürich, erschienen. Wir drucken es hier mit freundlicher Genehmigung des Verlags nach.

Hiltbrunner wohnt mit seiner um vierzig Jahre jüngeren zweiten Frau in einem kleinen Haus unten an der Stützmauer des Kirchhofs von Rohrbach.¹ Im Haus befand sich früher eine Bäckerei: am Dachhimmel zeugen gemalte Handwerkssymbole davon. Im Keller steht noch der Backofen. Über eine schmale Aussentreppe gelangt man in das kleine Ladenlokal, das Hiltbrunner als Atelier dient. Eng ist hier alles, nur das Nötigste findet sich: an der rückseitigen Wand ein weisses Leinen, vor dem Fenster eine Lichtwanne, deren Neonleuchten die Helligkeit für Porträtaufnahmen liefern, davor ein beweglicher Diffuser. Auf einem hölzernen Podest thront in der Raummitte eine kleine Polaroidkamera, der letzte Apparat, mit dem bei Bedarf noch Porträtaufnahmen gemacht werden.

Die beiden Eheleute empfangen leutselig, freundlich, bitten, einzutreten. Hiltbrunner selbst, mit schlohweissem Haar und knochigem Gesicht, erzählt gerne und gut, auch wenn sein Gedächtnis, altersbedingt, starke Lücken aufweist. Ein trockener Humor ist ihm eigen, seine Sprache wirkt anschaulich, er verwendet kernige, alte Redewendungen.

1900 in Wyssachen geboren, hat er sein ganzes Leben im Umkreis von Huttwil verbracht. Der Vater war Zimmermann. Als er aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr in seinem Beruf arbeiten konnte, begann er zu



Hiltbrunner-Haus in Rohrbach. Foto Ruedi Steiner, Langenthal.

weben. In einem kleinen Saal des elterlichen Hauses standen schliesslich sieben Handwebstühle: doch waren in seiner Jugend bereits nicht mehr alle in Betrieb.² Auf solchen Heimwebstühlen wurden damals nur noch verzierte Artikel hergestellt, etwa mit Blumenmotiven: weisse Tischtücher und Servietten, die den Namen des betreffenden Hotels trugen, mit den «Tulipan»-Mustern (Tulpen) und auch Rosen mit Blättlein und Knospen (Bildweberei genannt). Die Arbeit vergab die Leinenweberei Imobersteg in

Huttwil, die seit rund 25 Jahren nicht mehr besteht. Sie lieferte Webstuhl, Muster und Materialien. Beim Weben stand man; mit einem Bein bediente man das Trittbrett und zog mit der Hand die entsprechenden Schnüre. Die Stühle verlangten hohe Räume, damit man die Lochkarten befestigen konnte.

Zu Hause waren sie neun Geschwister, sieben Buben und zwei Mädchen. Ernst war der Zweitälteste. Die Mutter besorgte die Haushaltung und schaute zu den Kindern. Daneben strickte sie in Heimarbeit, vor allem Kinderartikel für eine Firma in Huttwil.³ Ernst trug die fertige Ware oft barfuss nach Huttwil hinunter.

Zwei Jahre lang besuchte er die Primarschule in Wyssachen. Als Drittklässler wurde er zu einem Bauern an die Kost gegeben, nicht eigentlich verdingt, wie er meinte. Aber sie seien zu Hause zu viele Esser gewesen. Zunächst kam er nach Walterswil, das einige Kilometer weit entfernt liegt. Da habe er liebe, gütige Leute gefunden, ein älteres Ehepaar. Auch in der Schule habe eine gute Lehrerin gewirkt. Dann aber brannte dem Tochtermann (Schwiegersohn) das Haus ab, und Ernst musste ausziehen, weil die Brandgeschädigten ins Haus seiner Pflegeeltern übersiedelten. Er fand bei einem Bauern in der «Gassen», ebenfalls in Walterswil, einen neuen Platz. Da hatte er kein gutes Leben; ein um ein Jahr älterer Bursche, der ebenfalls dort untergebracht war, quälte ihn. Der Bauer sei soweit recht gewesen; aber Ernst wagte nie, bei ihm über die Misshandlungen zu klagen. Noch jetzt trägt er am linken Arm die Narbe einer Wunde, die ihm sein Peiniger mit einer Säge beigebracht hatte. Die beiden schliefen im gleichen Zimmer auf dem «Gaden» (Dachboden); da habe ihn der Ältere manchmal des Nachts mit einer Rute gezüchtigt, wobei er ihm den Kopf unter die Decke presste. In diesem Haus blieb Ernst bis zum Ende der 9. Klasse, die ganze restliche Schulzeit also, und weiter als Knecht bis Neujahr. Einige Zeit vorher war der ältere Kamerad ausgezogen.

Hiltbrunner kreidet den Bauersleuten ihren Geiz an: Bis zur Konfirmation habe er keine Jacke gehabt, sondern nur Pullover, und vielfach habe er die Kleider anderer austragen müssen. Zur Konfirmation liess ihm der Bauer, wie es üblich war,⁴ ein Kleid machen. Das Tuch kaufte er von einem Hausierer. Ernst brachte es dem Schneider, der meinte, der Stoff sei nicht den Macherlohn wert. «U das isch dä so s einzige gsii, wo si mir einisch lo hai mache. Süsch dernäbe han i, was han i so für Chleider gha? Da isch dä eine vo däne, wo puuret het, Fingeholzschie het dä gkaa – do han i im

Winter die Finggeholzschue müesse trääge, die si dä scho alt gsii für de-
heime u für i d Schuel ou. Jojo.» Das waren Holzschuhe, die mit Filz («Fin-
kenstoff») gefüttert waren. «U de für furt han i de müesse von ere Tochter,
wo de furtzüglet isch, äs Paar Schue vo däre han i de müesse anne haa.» Die
Arbeiten waren vielfältig: «Ich musste den Knecht ersetzen. Am Morgen
früh auf, in die Käserei gehen, grasen (Gras als Futter schneiden), «Gülle
soode» (Jauche ausbringen), Heu hinaufreichen, Vieh hüten hauptsächlich,
bei allem Sauwetter, man hatte nicht einmal einen richtigen Regenschirm.
Man schützte sich mit einem Sack über dem Kopf. Das Essen war recht, so
wie es bei den Bauern damals war.» Künstliches Licht gab es im Gaden, wo
die Jungen schliefen, noch nicht. Sie mussten sich im Dunkeln an- und
ausziehen. Ein Strohsack, ein Leinentuch und die Decke bildeten das Bett-
zeug, man schlief im Hemd. Unterhosen waren noch nicht üblich. Als Ernst
den Bauern verliess, durfte er das, was er auf dem Leib trug, mitnehmen.
Das übrige musste er zurückgeben; in einem Säckchen konnte er zusätzlich
ein bisschen Wäsche mitnehmen. Der Bauer meinte beim Abschied, Ernst
sei lange bei ihm gewesen, so wolle er ihm doch noch etwas Geld geben.
«Wissen Sie, was er mir gegeben hat? Raten Sie! – Ein Fränklein.»

Ein Vorfall beim Mäusefang illustriert in den Augen Hiltbrunners den
Geiz des Bauern. Der Meister hatte versprochen, ihm für jede erlegte Maus
einen Batzen (10 Rappen) zu geben. Ernst besorgte sich Fallen und fing
fleissig Mäuse. Schliesslich fragte er den Bauern nach dem Geld. Dieser wies
ihn barsch ab. «Unverschämter Hund du, wenn du Essen und Kleider hast,
dann brauchst du nicht noch mehr.»

Ernst kehrte nach Hause zurück. Für die Folgezeit wirken die Erinne-
rungen chronologisch unsicher. Unter Anleitung seines Vaters lernte Hilt-
brunner weben und arbeitete zu Hause. Dazwischen nahm er Gelegenheits-
arbeiten an. Einmal fuhr er per Eisenbahn mit zwei andern Burschen zur
Kirschenernte auf einen Hof bei Arisdorf BL. Einer aus der Gruppe war
schon mehrere Jahre dorthin gegangen. Auf dem Hof wohnten gemäss
Hiltbrunner «liebe Leute». Es war kein «Mannevolch» dort, eine Frau be-
wirtschaftete den Hof mit mehreren erwachsenen Töchtern.

Nach der Rückkehr half er in «Gassen» beim Heuen. Dann vernahm er,
dass bei einem Spengler in Dürrenroth eine Stelle frei sei, der Knecht sei
weggelaufen. Dieser Umstand hätte ihn eigentlich misstrauisch machen
müssen. Zunächst dachte er, er könne dort vielleicht eine Lehre machen.
Der Spengler betrieb nebenbei auch eine kleine Landwirtschaft, die Ernst



Wyssachen gegen Schaber und Oberwald. Alle Fotos in diesem Artikel, die nicht anders bezeichnet sind, stammen von Ernst Hiltbrunner. Eidg. Archiv für Denkmalpflege Bern.

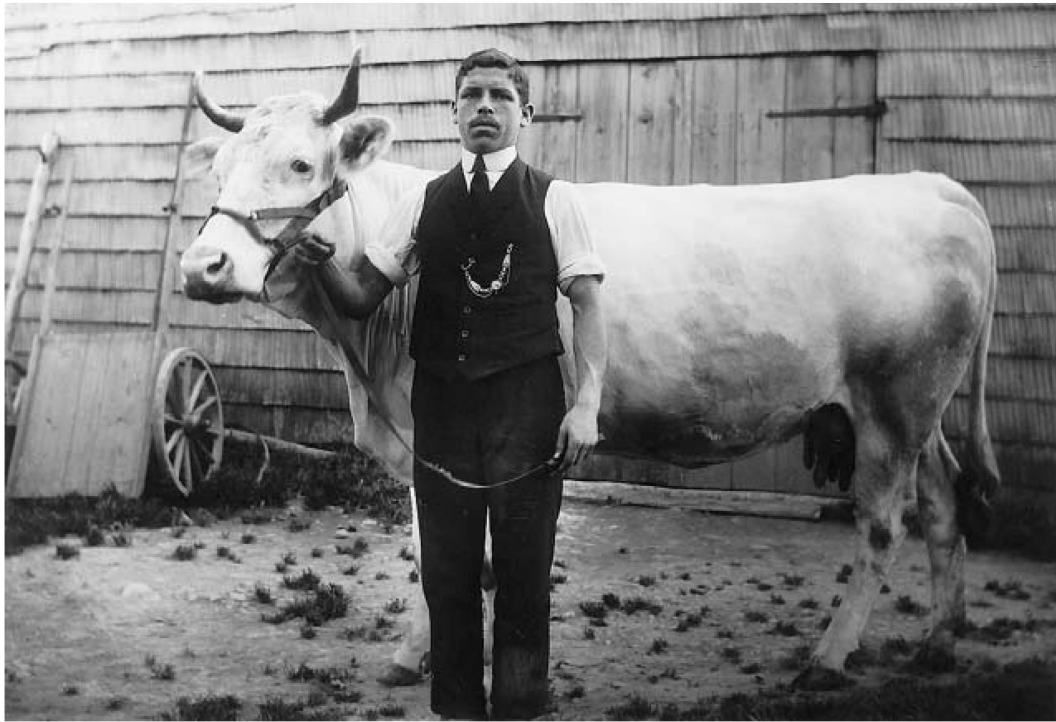


Hämmehüsli Wyssachen. Geburtshaus Hiltbrunners. Foto Ruedi Steiner, Langenthal.

zu besorgen hatte. Der Meister wollte nicht, dass er spenglern lerne. Wenn Ernst mit dem Gesellen auf Stör ging, musste er die Grobarbeit machen, z.B. Löcher in die Mauern spitzen. Es war dem Gesellen untersagt, ihm etwas von der eigentlichen Berufsarbeit beizubringen. «I ha müesse wärche dört wie ne aarme Sünder.» Es kam bald zu Spannungen. Hiltbrunner erzählt von einem Vorfall, als sie im Wald «Miesch»⁵ holten. Der Spengler wettete immer hinter ihnen her, bis man fast handgreiflich wurde. Als der Vater merkte, dass Ernst nichts lernte, sagte er ihm: «Du verlässt die Stelle – für einen Franken Taglohn zu arbeiten lohnt die Mühe nicht.» Ernst sagte dem Meister, in sechs Wochen (das war die Kündigungsfrist) gehe er weg. Dieser beehrte auf. Als der Vater und ein Bekannter kamen, um ihn wegzuholen, weigerte sich der Meister, den restlichen Lohn auszuzahlen. Der Junge habe, so argumentierte er, nicht einmal das «Fressen» verdient. Schliesslich rückte er das Geld heraus, unter Abzug der sechs Wochen Kündigungsfrist. Ernst konnte eben keinen Beleg vorweisen, dass er fristgerecht gekündigt hatte. Im Urteil der Nachkommen des Spenglers tönt das anders. Für sie war Hiltbrunner ein schwieriger Fall, ein «Querschläger».

Eine Zeitlang arbeitete Hiltbrunner dann in Zell, Kanton Luzern, in einer Braunkohlengrube, die von einem gemischten Konsortium 1917 bis 1921 im Tagbau betrieben wurde. Die kriegsbedingte Mangelsituation und die hohen Preise für Steinkohle machten den Abbau rentabel. Man arbeitete zehn Stunden, mit einem kurzen Unterbruch am Mittag (Arbeitsbeginn 7 Uhr morgens). Der Abbau geschah von Hand, der Abtransport mit Karrette und Rollwagen. Es waren damals 15 bis 20 Leute in der Grube beschäftigt, zur Zeit der grössten Ausbeute sogar mehrere hundert.⁶ Eine Zeitlang stach Hiltbrunner auf dem Zugerberg Torf für die Firma Landis & Gyr in Zug. Schliesslich arbeitete er als Handlanger beim Bau des Mühlebergkraftwerks (an der Aare). v. a. als «Pflasterbub», bei den Italienern.⁷

In die Zeit seiner Tätigkeit in der Kohlengrube – noch gab es in der Schweiz viele landwirtschaftliche Wanderarbeiter⁸ – fällt eine Fahrt zum Heuet in den Kanton Thurgau. Ein Bekannter sagte ihm, er fahre nach Märstetten, dort sei gut heuen. Er schrieb ihm später, er solle nachkommen. Ernst fuhr in der Frühe mit dem Velo los, gelangte über Luzern gegen Abend ins Sihltal, wo er ein Bier trank. Da fragten ihn die Leute, wo er hin wolle. Nach Märstetten, lautete die Antwort. Er solle doch über Nacht bleiben, er werde nicht mehr rechtzeitig dort anlangen. Trotzdem fuhr Ernst weiter. Da ihm aber die Karbidlampe gestohlen worden war, musste er ohne



Bauer mit Kuh.

Licht durch die stockfinstere Nacht fahren. Um ein Uhr kam er in Märstetten an, fragte auf der Bahnstation nach dem Bauernhof, fand schliesslich das Gebäude, einen Schuppen aus Backstein, wo sich mehrere Schlafstellen befanden. Er legte sich auf ein leeres Lager. Als der Bauer in der Frühe kam, stellte er fest, dass einer mehr da war. Nach einer Woche setzte der Regen ein. Grund zur Heimkehr. Diese vollzog sich in Etappen; Ernst fand unterwegs weitere Arbeit als Heuer. An einem Ort hätte er auch als Knecht bleiben können. Nach der Rückkehr nahm er die Arbeit in der Kohlengrube wieder auf. So schlug er sich mit Gelegenheitsarbeiten durch, wob auch wieder zu Hause, wenn es keinen anderen Verdienst gab.

Immer mehr wurde das Weben zu seiner Hauptbeschäftigung. Eine Zeitlang fertigte er für einen Händler in Eriswil Servietten an. Aber der konnte den Lohn nicht bezahlen. Hiltbrunner erfuhr dann, dass in der Fabrik der Leinenweberei Langenthal, die sich auf der Allmend in Eriswil befand, ein Tuchkontrolleur gesucht werde.⁹ Er erhielt die Stelle. Seine Aufgabe bestand darin, in der sog. «Tuchputzi» die Kontrollarbeit der Frauen

zu überwachen. In der Fabrik liefen 48 mechanische Webstühle. Die Tuchputzerinnen suchten die Tücher nach Fehlern, Schäden usw. ab. Die Tücher liefen dabei vor besonderen Lampen durch, die man von der Decke herunterziehen konnte. Flüchtigkeitsfehler wurden dem betreffenden Weber angelastet, d. h. Hiltbrunner machte ihm einen Abzug am Lohn. Wenn ein Stück kontrolliert war, wurden Länge, Dessin und Nummer des Webstuhls usw. in einem Buch vermerkt.

Diese Arbeit machte Hiltbrunner drei Jahre lang, bis sie ihm verleidete. Das kam so: Eine der Putzerinnen hatte ihm verschwiegen, dass ein Stück einen Ölfleck aufwies. Auch der Weber hatte die Mitteilung unterlassen. Offenbar glaubten beide, der Fleck würde in der Bleicherei ohnehin verschwinden. Der Direktor, ein Deutscher namens Bürkli, fuhr jeweils am Samstag – man arbeitete noch den ganzen Tag – zum Firmensitz nach Langenthal. Er kam zornig zurück. «Er het uustüüflet!» (wütend geschrien). Hiltbrunner habe ihm die Sache nicht gemeldet. «Wenn Sie so etwas nicht sehen, dann sind Sie für nix da, dann sind Sie für nix da.» Diesen Satz habe er immer wiederholt. Darauf habe Ernst sich gesagt, das wolle er sich merken. Er sei seinen Lohn holen gegangen und auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Das habe den Direktor, wie er nachher erfuhr, in arge Verlegenheit gebracht.

All die Jahre hindurch hatte Hiltbrunner bereits photographiert. Wie war er dazu gekommen? «Ja, i weiss das sälber nid rächt. I ha da Büechli gchaa, wo mer het chönne leere drinne, u s'isch da beschriben gsii, wie mer het chönne sälber en Apparat mache,¹⁰ u da hei miir en Apparat gmacht, dr Brueder un i, dr Fritz, er läbt zwaar scho lang nümme. Mr hei daa en Apparat gmacht u hei am en Ort chönne eso ne Linse chauffé – statt es guets Objektiv.» Da sich der Vater als gelernter Zimmermann auf Schreinerarbeiten verstand, half er den Jungen beim Bau des Gehäuses. «Mer hei üüs so sälber gwüsst zhälffe.» Es gab allerdings in der Gegend, im «Huebbach», einen Schmied Hermann, der – abgesehen von Bernhard in Huttwil – der erste Photograph in der Gegend gewesen sei. Hermann brachte den Jungen die ersten Grundregeln des Photographierens bei. Er machte auch die früheste Aufnahme von Ernst, die erhalten ist, und worauf die selbstbewussten Worte zu lesen sind: «Ernst Hiltbrunner, Photograph». Nach dem Tode des Schmieds erhielt er dessen 13/18-Kamera. Photoplatten waren in der Drogerie Huttwil erhältlich.

1923 heiratete Ernst die zwei Jahre jüngere Hanni (Johanna) Zaugg, die



Paar mit Phonograph.

mit ihrer verwitweten Mutter und einem Bruder auf dem «Hübeli» in Eriswil wohnte und sich vom Häkeln ernährte. Daneben betrieb die Familie eine kleine Landwirtschaft. Die Schwiegermutter erhielt zusätzlich eine Rente, denn ihr Mann war Briefträger gewesen. Es handelte sich um eine Bluterfamilie. Der Sohn starb später an inneren Blutungen, verursacht durch einen Sturz von einem Baum. Ernst zog als Tochtermann auf das «Hübeli», wo die Schwiegermutter das Regiment führte. Dem Paar wurden zwei Mädchen geboren. Aus ihm unerklärlichen Gründen wurde Ernst im

Laufe der Jahre zum Ziel häuslicher Geringschätzung und Verfolgung. Dieser Stimmungswandel sei während des Zweiten Weltkriegs eingetreten. Ernst führt sie auf die lange dienstliche Abwesenheit zurück. Man habe ihm die Wäsche nicht mehr ausgebessert, das Bett nicht mehr gemacht, ihn wie einen Hund behandelt. Beide Frauen hatten sich dem Alkohol, dem Branntwein (Birnenschnaps), ergeben. Manchmal, wenn er unverhofft eingetreten sei, hätten die Frauen schnell eine «Wäntele» (Flasche) Schnaps unter dem Tisch versteckt. Die Verhältnisse wurden immer ungemütlicher, Ernst fürchtete sogar um sein Leben. Auch seine ältere Tochter sei von den Frauen geplagt worden. Schliesslich kam es zur Trennung. Ernst zog nach Rohrbach. Nach dem Tode ihrer Mutter lebte seine Frau allein, starb dann offenbar an einer Überdosis des Schmerzmittels «Sanalepsis».

In all den Jahren des kummervollen Lebens hatte er das Photographieren nicht aufgegeben. Im Gegenteil, es wurde mit der Zeit zu seinem Hauptberuf. Ein kleines Lokal im Haus auf dem «Hübeli», eigentlich ein Keller, den er ausgebuddelt hatte, diente ihm als Atelier. Hier suchten ihn die Leute für Porträtaufnahmen auf. Die meisten Aufnahmen wurden aber im Freien gemacht. Hiltbrunner stellte die Personen etwa vor ein Scheunentor oder spannte als Hintergrund eine Wolldecke oder ein Leintuch auf, wie das häufig bei ländlichen Photographen der Fall war. Später, als das Geschäft etwas besser lief, liess er sich von Flachmaler Heiniger in Eriswil einen Hintergrund auf Leinen malen, eine Waldlandschaft mit Schneebergen am Horizont, ähnlich wie sie etwa bei dörflichen Theateraufführungen als Kulisse gedient haben mag. Dieser Hintergrund erscheint auf vielen Porträtaufnahmen. Er ist, wenn auch defekt, erhalten geblieben. Bereits brachten ihm auch Amateure Filme zum Entwickeln. Zudem übernahm Hiltbrunner Laborarbeiten für den Photographen Werner Lerch in Walterswil, weil dieser sich offenbar wenig darauf verstand. Jahrelang half Hiltbrunner auch dem Photographen Eggimann in Grünen bei Sumiswald. Er arbeitete dort in der Dunkelkammer und durfte als Entlohnung Photomaterial mitnehmen, was ihm gestattete, die eigenen Aufträge kostengünstiger auszuführen. Die meiste Zeit über jedoch suchte Hiltbrunner in der Gegend selbst nach Aufträgen; er war mit dem Motorvelo unterwegs, von denen er im Laufe der Jahre eine ganze Reihe besass und die er in seinem Schopf hortete, unermüdlich, als echter Wanderphotograph, wie so viele seiner Kollegen auch, in der Schweiz und in Deutschland.¹¹ Es galt, sich nicht rar zu machen und allfälligen Konkurrenten zuvorzukommen. Oft bestellte man ihn an



Ballonlandung.

Sonntagen auf einen Hof, damit er die Familie bei einem festlichen Anlass aufnehmen. Er habe kaum einen Sonntag frei gehabt, meint er rückblickend. Tiere galt es aufzunehmen, etwa ein «Chueli» mit dem stolzen Besitzer, aber auch Kaninchen, Hunde. Auf einem Hof zwischen Wasen und Sumiswald sei ein Hundezüchter gewesen. Wenn der einen schönen Wurf von «Hundeli» gehabt habe, habe er Hiltbrunner kommen lassen. Auch Vereinsanlässe waren zu photographieren, Konfirmationen. Regelmässig besuchte Hiltbrunner die Schulen und bat die Lehrer, von der Klasse eine Aufnahme machen zu dürfen. Zu solchem Tun war ein Ausweis als Wanderphotograph, ausgestellt von der Polizeidirektion des Kantons Bern, nötig. Es wurde offenbar scharf kontrolliert, und Hiltbrunner weiss von mancherlei Schikanen seitens der Ortspolizisten zu berichten.

Mit dem Aufkommen der Billigapparate, die sich fast jedermann leisten konnte, nahmen die Entwicklungs- und Kopierarbeiten für Private zu: dafür gingen die eigentlichen Photoaufträge zurück. Auch hatte man so naturgemäss weniger Zeit für eigene Arbeiten. Trotzdem brachte es Hiltbrunner im Laufe der Zeit zu einem erstaunlichen «Œuvre». Ausser den über 3000 Negativplatten, die heute im Eidgenössischen Archiv für Denkmalpflege in Bern aufbewahrt werden (eine Anzahl Platten war vorher verlorengegangen), liegen eine Unmenge Papierphotos vor, einzeln, in Alben: Familien-, Gruppenbilder, Aufnahmen von Vereinsanlässen, Dorftheater, Hausbauten, vor allem aber Porträts, Porträts ... Passphotos waren stets erwünscht. Dafür wurde Hiltbrunner bis zuletzt noch aufgesucht: er machte sie mit einer Polaroidkamera, in Farben, vier Stück zu Fr. 24.—. Man komme nur noch zu ihm, meinte er scherzhaft, wenn es pressiere und weil er billiger sei als andere. Eine kleine Lichtreklame vor seinem Haus garantiert den «Abendservice».

Während des Krieges war die Arbeit des Photographen besonders erschwert. Man geriet leicht in Spionageverdacht. Hiltbrunner erzählt einen Zwischenfall, der sich ereignete, als er eine seiner Töchter auf der Schulreise ins Wallis begleitete. Bei der Heimfahrt wollte er vom fahrenden Zug aus ein Photo machen, um einen Film fertig zu belichten. Kaum hatte er den Apparat weggelegt, stand ein Unbekannter neben ihm. Was er da photographiert habe? – Er müsse den Film beschlagnahmen. Nach einer Woche erhielt Hiltbrunner den entwickelten Film vom Ortspolizisten zurück. Ein andermal photographierte er auf dem Hügel oberhalb Rohrbach; der Bäcker hatte entsprechende Dorfaufnahmen bestellt. Er arbeitete noch mit einem



Zwei Turner.



Zwei Knaben mit Fahrrädern.

Tuch über dem Kopf. Plötzlich stand der Dorfpolizist neben ihm und fragte nach dem Grund seines Tuns. Es gab dann ein grosses Gerede in der Gegend, der Hiltbrunner sei ein Dummkopf, er habe sich beim Photographieren militärischer Anlagen ertappen lassen. Hiltbrunner besitzt im übrigen ein Album mit Photos aus dem Militärdienst, die er auf Wunsch seines Einheitskommandanten von der Truppe gemacht hatte.

Eine wichtige Einnahmequelle waren Aufnahmen für Ansichtskarten, die er von den Weilern und Dörfern in der Umgebung machte. Er belieferte damit die Ladengeschäfte in der Gegend, wo sie an Einheimische und Fremde verkauft wurden. Es handelte sich durchwegs um Handabzüge, wie sie heute noch im Schaufenster des Hauses zum Verkauf angeboten werden.

Die Ansichten zeigen die Dörfer kurz nach dem Krieg, als noch kaum grössere bauliche Eingriffe das geschlossene Gesamtbild beeinträchtigten.¹²

So verlief ein bescheidenes Photographendasein auf dem Land, immer knapp an der Grenze der Subsistenz. Ernst Hiltbrunner konnte kaum Ersparnisse machen. Vor wenigen Jahren musste er das kleine Haus, das er bewohnt, der Kirchgemeinde verkaufen. Es blieb ihm das Wohnrecht bis an sein Lebensende. Lange Jahre, seit 1954, hatte er darin als «Junggeselle» gewirtschaftet. Fielen die Photoaufträge spärlich aus, nahm er andere Arbeiten an, etwa auf der Sägerei zu Rohrbach. Schliesslich wurde ihm die schwere Arbeit vom Arzt untersagt, weil ein Auge fast erblindet war. 1980 heiratete er zum zweiten Mal. Er hatte die um vierzig Jahre jüngere Heidi Künzi bei einem Spitalbesuch in Herzogenbuchsee kennengelernt. Die tatkräftige Frau umsorgte Hiltbrunner, den immer mehr die Leiden des Alters plagten. Auch sie hatte kein leichtes Leben hinter sich. Als eines von zehn Kindern in Bigenthal (Gemeinde Walkringen) geboren, kam sie später als Magd zu verschiedenen Bauern, die sie offenbar nach Strich und Faden ausnützten. Man gab ihr einen Vormund, aus Gründen, die ihr nicht einsichtig sind, und besorgte ihr eine Invalidenrente. 1971 erhielt sie z. B. in Thörigen für harte Arbeit in Feld und Stall ganze 120 Franken Monatslohn. Dabei habe sie keinen einzigen Sonntagmorgen im Monat frei gehabt. Noch sind die Verhältnisse, wie sie Gotthelf für das Emmental des 19. Jahrhunderts beschreibt, offensichtlich nicht ganz verschwunden. Als Hiltbrunner die junge Frau zu sich nahm, versuchte man zuerst, sie zur Rückkehr zum Bauern zu zwingen. Erst der energische Einspruch Hiltbrunners gab ihr die Freiheit eines Erwachsenen zurück. Frau Hiltbrunner meint, noch heute werde mancher Knecht und manche Magd so ausgenützt, es genüge, auf den Märkten zu beobachten, wie schlecht manchmal solche Leute von ihren Meistern gekleidet seien, mit welch zerschlissenen Hosen sie daherkämen. Diese Bauern hätten eben Macht, ihr Meister in Thörigen habe z. B. im Amtsgericht gesessen.

So hausten die beiden in ihrer kleinen Zweizimmerwohnung und stellten keine grossen Ansprüche an das Leben. Neben dem ersten Raum, dem «Atelier» blieb ihnen eine enge Kammer als Schlaf- und Wohnzimmer zugleich: Zwei Betten standen da, ein kleiner Tisch, an dem man ass, einige Kästen für Kleider und Wäsche, ein Fernseher, ein alter Radioapparat. Katzen huschten umher. Die Wohnung besass keinen Komfort. Das Haus hatte weder Badezimmer noch Dusche. Die Toilette befand sich auf der Aussen-



Liebespaar am Waldrand.



Hochzeitspaar.

seite, als Trocken-WC, die Türe öffnete sich direkt auf die Strasse. Den Holzsitz hatte Frau Hiltbrunner mit einem weissen Tuch sauber abgedeckt. Dass ein Mann in diesem Alter, auch im Winter, bei aller Kälte, «im Freien» auf die Toilette gehen musste, wirkt heute fast unglaublich.

Hiltbrunner bietet das Beispiel eines Photographen, der das Photographieren als Selfmademan betrieb, wobei das schiere Überleben im Vordergrund stand. Die Photoapparate sind heute fast alle verschwunden, ein Apparat wurde gestohlen, einen andern hat Hiltbrunner verkauft. Unten aber, im Keller, sieht es labyrinthisch aus; da riecht es nach Alchemie; man hat das Gefühl, einem echten Photographen auf der Spur zu sein. Besonders im gewölbten, fensterlosen Kellerlokal, auf dessen Schiebetüre «Eintritt verboten» steht, wo Hiltbrunner kopierte, retuschierte, mit allen möglichen Essenzen hantierte, zeigt sich, dass er ein Photograph war, der etwas von seinem Metier verstand, auch wenn er keine Lehre gemacht hatte. Im Raume davor, dessen Fenster auf die Strasse geht, steht eine Hobelbank. Da verfertigte Hiltbrunner kleine Bilderrahmen für seine Photos.

Impressionen beim Betrachten der Bilder Hiltbrunners

Leider war Hiltbrunner bei den meisten Photos nicht mehr in der Lage, Gegenstand, Zeit und weitere Umstände anzugeben. So sind wir bei der Interpretation auf Auskünfte von Kennern der Region und ihres sozio-kulturellen Lebens und auf die eigene Beobachtungsgabe angewiesen. Die folgenden Gedanken verstehen sich als Assoziationen, die sich spontan beim Betrachten der Bilder Hiltbrunners ergeben.

Die Photos haben in starkem Mass den Charakter des Zufälligen und doch Notwendigen. Es sind Zufälle des bäuerlichen Lebens, man spürt den Wanderphotographen auf der Suche nach Motiven, nicht in erster Linie nach solchen, die ihn künstlerisch ansprechen, sondern nach Themen, die sich kommerzialisieren lassen. Ganz offensichtlich schlug Hiltbrunner unterwegs den Leuten vor, sie in der Situation, wie er sie antraf, mit den Requisiten, auf die sie Wert legten, aufzunehmen, natürlich in der erklärten Absicht, ihnen das Bild zu verkaufen. Dazu gehören etwa der dengelnde Bauer an seiner wohl selbstentwickelten Dengelmaschine oder das Kind mit der improvisierten Sä- und Walzmaschine aus Holz. Das Ehepaar auch mit dem riesigen Trichtergrammophon, den die beiden mit Besitzerstolz vors Haus getragen haben. Wie unscheinbar und nebensächlich wirkt dahinter das Paar selbst. Da posiert eine Gruppe vor dem Wirtshaus; der Photograph hatte die Leute wohl so, wie er sie in der Gaststube antraf, zu einer Aufnahme vor das Haus gelockt. Das erklärt die bunt zusammengewürfelte Gesellschaft: der eine in Krawatte und steifem Kragen, mit Melone, andere in Pullover und den Rucksack umgeschnallt, zuhinterst die Serviertochter in ihrer Berufskleidung. Auf einer andern Photographie sehen wir zwei Sennenhunde, nach bäuerlicher Gewohnheit als Zugtiere vor das Milchgefährt gespannt. Wahrscheinlich stiess Hiltbrunner auf die Gruppe, machte das Bild und präsentierte es den Eltern der beiden Kinder. Hierher gehört auch das Motiv des geschmiedeten Herdes, aufgenommen, bevor er in eine Küche eingebaut werden sollte. Damals wurden Kochherde noch von eigentlichen Herdschmieden nach regional unterschiedlichen Typen hergestellt.¹³

Hiltbrunner nahm die Menschen auf, ungeschminkt, wie er sie antraf: die Frau an der Nähmaschine Marke «Pfaff», draussen auf der sommerlichen Hauswiese, die alte Frau beim Schälen von Rüben. Da wurde kaum arrangiert; man lief nicht ins Haus, um sich umzukleiden; man stellte sich



Erdrutsch.



Bäuerlicher Stolz.

dem Photographen, gab seinem Zureden nach, das Bild wurde gemacht. Hier liegen der Unterschied zum Atelierphotographen und der besondere Reiz der Bilder Hiltbrunners: es sind kaum Sujets darunter, die im Atelier angeordnet wurden; der Photograph suchte die Menschen vielmehr in ihrer Intimität auf, die Familie etwa zu Hause am runden Stubentisch. Sprechend ist die Kleidung der Personen: ländlich einfach, eine Eleganz aus zweiter Hand, etwa Tricot-Kleider bei Frauen. Die Schuhe sind oft erdverkrustet; der Gedanke, sie vor der Aufnahme zu reinigen, kam einem nicht; auch der Photograph achtete nicht darauf. Solche Schuhe gehörten zum Leben. Das waren Nebensächlichkeiten. Die Blicke gehen oft irgendwohin, man spürt die geringe Regie des Photographen, er tut seinen Personen, ausser der Nötigung zur Photographie, kaum weiteren Zwang an. Er stellt sie schlicht vor die Kamera und verlangt Stillhalten. Entsprechend wirkt auch die Staffage unprofessionell. Zuweilen hat der Photograph im Atelier einen Holzklotz oder ein Geländer aufgebaut, eher einer Hecke ähnelnd, aus richtigen Ästen gezimmert. Auf einem Bild halten die Personen ein paar welke

Zweige in den Händen. Doch fehlen auch Blumensträuße als Beiwerk nicht.

Das Bild der Hochzeiter etwa bleibt haften, beide noch dunkel gewandet, rührend linkisch, ohne Pose, aber auch ohne grosse Illusion: diese Menschen haben offensichtlich bereits ein Stück schweren, arbeitsreichen Lebens hinter sich. Selbstbewusster verhalten sich die beiden Metzgerbur-schen; die berufsständisch umgeschlagenen Schürzen geben ihnen einige Sicherheit. Die Kinderbilder sind ebenfalls charakteristisch für das Schaffen Hiltbrunners, etwa die Kleinen auf dem Schlitten, nicht freundlich lächelnd, eher misstrauisch, ja verdriesslich. Noch sind wir nicht in der Zeit der «smiles» amerikanischer Zahnpasten- und Politreklame. Die Kinder wirken unmittelbarer, realistischer, als wenn sie im Atelier postiert und ihre Konterfeis nachher sorgfältig retuschiert worden wären, etwa der Kleinste auf einem geradezu expressionistisch reduzierten Schaukelpferd.

Häufig findet sich in der Fachliteratur die Ansicht, dass gerade Photos aus der bäuerlichen Umwelt dem Statischen und Hieratischen verpflichtet seien. Enrico Fulchignoni schreibt z.B. über die Unbeweglichkeit bäuerlicher Aufnahmen: «Bäuerliche Photographien stehen im Gegensatz zu Zufall und vergänglichen Augenblicken. Worauf sie hinzielen, ist allein das Festhalten eines Gesichts und einer erinnerungswerten Situation. Diese Bedingungen erfordern eine respektvolle Haltung von dem Fotografierten, eine Haltung so wenig «natürlich» wie möglich, wenn «natürlich» zufällig oder episodenhaft bedeutet.»¹⁴ Hier zeigen die Arbeiten Hiltbrunners eine andere Realität. Und was gibt es denn Gewährteres als die bürgerlichen Porträts der Jahrhundertwende mit ihrer Posenhaftigkeit und dem Mangel an Natürlichkeit oder auch in einer gekünstelten Natürlichkeit?

Manche Bilder, v.a. von bewegten Gruppen, verraten die Unsicherheit des Photographen Hiltbrunner. Sie wirken in den Konturen unscharf, sind falsch belichtet. Aber gerade in dieser mangelnden beruflichen Präzision, in der fehlenden Professionalität und Routine, liegt das Besondere der Aufnahmen Hiltbrunners. Hier wird das Leben ungeschminkter festgehalten, der Photograph ist viel stärker Zeuge des Alltäglichen, nicht das Künstlerische bewegt ihn, sondern das Erdgebundene, das Realitätsnahe. Darum zeichnet sich die bäuerliche Welt um Rohrbach in diesen Bildern greifbar ab: Pferd und Stier werden vor einem weitem Paradestück des Bauern vorgeführt, dem kunstvoll geschichteten Scheiterstoss, birnenförmig mit dekorativem Muster. Ein sicheres Gespür leitet den Mann für die Wünsche

seiner Kunden. Einmal nur wagt er sich nach Bern, um Bilder aus einem Festumzug aufzunehmen, an dem sich auch die Gemeinden zu Hause beteiligen. Der Wagen von Lotzwil mit den stolzen Pferden wird festgehalten; auf der Gegenseite hat sich ein anderer Photograph postiert.

Sie sind stark, diese Bilder, die Kraft unverfälschter Menschen steigt aus ihnen, derb, bäuerlich, unverhohlen, Menschen, die noch keine Pose vor der Kamera gelernt haben, die noch nicht durch die Medien, das Fernsehen vor allem, in ihrem Gehaben beeinflusst sind. Die Bilder wirken auf uns, gerade in ihrer Unvollkommenheit, mit ihren Flecken und störenden Lichteinfällen, archaisch.

Eine gewisse Zärtlichkeit, eine Sensibilität äussert sich in den Landschaftsaufnahmen. Hier spürt man die Liebe Hiltbrunners zu seiner näheren Heimat. Diese Aufnahmen zeigen die weich geschwungenen Höhen und Täler, die verstreuten Höfe, im Vorfrühling etwa, wenn der Schnee sein weisses Ringelornament über die Wiesen legt. Damit kontrastiert der krude Realismus der Schlachthausszene. Was mag Hiltbrunner dazu verleitet haben, diese Photographien zu machen: Auftrag eines Kunden, der stolz auf den namhaften Reichtum an Schweinehälften war, oder plötzliches eigenes Erfasstsein vom Motiv?

Anmerkungen

- 1 Zu einer Jugend in Rohrbach vgl. die «Lebensgeschichte des Walter H.», in: *Rasante Zeiten. Eine Frau und ein Mann erleben unser Jahrhundert*. Hg. v. JUDITH KÖNIG und ANNELEISE TRUNINGER, Bern 1982. 8–16. Im benachbarten Kleindietwil verbrachte der Maler Ernst Morgenthaler (geb. 1887) seine Jugend. Vgl. dazu seine «Aufzeichnungen zu einer Geschichte meiner Jugend», in: ERNST MORGENTHALER. Bern 1957. 19–40.
- 2 Oberaargau/Emmental war damals eine ausgesprochene Textilregion, wo vor allem Handweberei als Heimarbeit betrieben wurde. In jedem zweiten Haus soll ein Webstuhl geklappert haben. Diese Heimweberei ist heute verschwunden.
- 3 Es gab in Huttwil zwei Strickereien, Leuenberger-Ryser und Wyss AG, die Heimarbeit vergaben.
- 4 Vgl. dazu auch JEREMIAS GOTTHELF, *Bauernspiegel*, 12. Kap. wie überhaupt viele Lebensumstände bei Hiltbrunner an die Verhältnisse erinnern, wie sie der Berner Schriftsteller für das Emmental des 19. Jahrhunderts beschreibt.
- 5 Moos diente sowohl als Streue wie auch als Isolationsmaterial. Id. 1. 467 f.
- 6 Der Gewerkschaftssekretär PAUL STÄHLI spricht in seinen Erinnerungen von über 500 «Braunkohlegräbern» in Gondiswil und Hüswil für die Zeit des Ersten Welt-

- kriegs: Im Wandel der Zeit. Vom Verdingbub zum Gewerkschaftssekretär. Aarau 1954. 202. 1941–46 wurde die Ausbeute der Flöze zwischen Zell und Gondiswil wieder aufgenommen, und es wurden 230-000 Tonnen gefördert. Dies gemäss Unterlagen der Gemeindekanzlei Zell.
- 7 Zum Kraftwerkbau liegt eine literarisch gestaltete, mit Zeichnungen reich illustrierte Publikation vor: Von grosser Arbeit. Kraftwerk und Stausee von Mühleberg in ihrer Entstehung, geschildert von RUDOLF VON TAVEL, mit farbigen Bildern von Carlo von Courten und Zeichnungen von Rudolf Mürger. Bern 1921.
 - 8 Vgl. Karte 87. Atlas der schweizerischen Volkskunde.
 - 9 Zur Geschichte und Organisation der Textilindustrie in der Region: WALTER WEGMÜLLER: Die industrielle Entwicklung Langenthals. Langenthal 1938. 44–132.
 - 10 Im Besitz von Hiltbrunner sind u.a. zwei ältere Handbücher: DR. E. VOGEL: Taschenbuch der Photographie. Ein Leitfaden für Anfänger und Fortgeschrittene. 32. Aufl. 123–134. Tausend. Berlin 1915. und: DAVID: Ratgeber im Photographieren. Für Anfänger und Fortgeschrittene. 495. Tausend. Halle (Saale) 1920.
 - 11 Ein Beispiel von vielen: Der deutsche Optiker und spätere Farmer in Südwestafrika (Namibia) OTTO REINER, der fast mittellos um 1900 in Transvaal ankommt, verdient sich dort seinen Lebensunterhalt als Wanderphotograph bei den Buren: «Aus meinem Koffer hatte ich mir etwas Reservewäsche und das nötigste Handwerkszeug herausgenommen, ebenso meinen photographischen Apparat 13×18 und ein Dutzend Platten sowie Papier, Chemikalien, mein Skizzenbuch und zwei Reisedecken.» Achtzehn Jahre Farmer in Afrika. Leipzig o. J. 26.
Die Wanderphotographen gehören im 19. Jh. zum typischen Bild der deutschen Kleinstadt. Vgl. dazu etwa HELMUT RICHTER: Topografische Fotografie in Erlangen 1839–1914, in: Fotogeschichte. Beiträge zur Geschichte und Ästhetik der Fotografie. 1. 1981. 3–56. spez. 5.
 - 12 Das photographische Schaffen Hiltbrunners gleicht in vielem der Tätigkeit des Freiburger Dorfphotographen Alois Nussbaumer aus Wünnewil. der von 1859–1933 lebte. Vgl. dazu den Ausstellungskatalog des Sensler Heimatmuseums von 1985: Aloys Nussbaumer. Photographien aus der Zeit der Jahrhundertwende, verfasst von RAOUL BLANCHARD. Tafers 1985.
 - 13 Vgl. dazu PAUL HUGGER: Die Nagel- und Kettenschmiede von Vallorbe. Altes Handwerk 33. Basel 1973. 12. In seiner Autobiographie schildert PAUL STÄHLI die Arbeiten eines ländlichen Kochherdschmieds in Büren an der Aare (um 1890): Wie Anm. 6. 73–82. Vgl. dazu auch THEO RUTSCHI: Ich höre ein Lied ... Hg. v. Karl Lang und Hans-Ulrich Stauffer. Zürich 1983. 30–37.
 - 14 Betrachtungen über eine Soziologie der Photographie. – In: A. SILBERMANN (Hg.): Die Massenmedien und ihre Folgen. Kommunikationssoziologische Studien. München 1970. 15.
 - 15 Viel sonntäglich-gekonnter wirken dagegen die Emmentaler Aufnahmen des Photoreporters Walter Studer (*1918), eindrucklich auch sie, aber doch realitätsferner. ERNST EGGIMANN/WALTER STUDER: Emmental. Zürich und Schwäbisch Hall 1983; ebenso der Text-/Bildband (nach Jeremias Gotthelf) von W. STREIT: Des Bauern Werktag und Feierstunden. Bern 1947.